

Momente, die ein Leben verändern

Parabel Gaito Gasdanow denkt über Erinnerungen und Zufälle nach. Von Georg Patzer

Wie kann man weiterleben, wenn man jemanden erschossen hat? Wie kann man diese Last nur aushalten? Und was macht das mit einem? Selbst wenn es nur ein Akt der Selbstverteidigung war. Wie im Fall des 16-Jährigen, der im russischen Bürgerkrieg in der südrussischen Steppe auf einen anderen jungen Mann trifft. Sofort erscheint der Angreifer sein Pferd und reitet auf den scheinbar Wehrlosen zu, hebt schon sein Gewehr. Mit zwei Revolverschüssen trifft der 16-Jährige den Angreifer in die Brust. Und als er sich über ihn beugt, öffnet der noch einmal die Augen. Noch Jahre später muss er immer wieder an diese Szene denken, an die Hitze, seine Müdigkeit, an die Schüsse und an die Augen des Fremden, den er umgebracht hat. Man kann sich sein Erstaunen vorstellen, als er 15 Jahre später ein Buch von einem Alexander Wolf liest und darin die Geschichte seines „Mordes“ wiedergefunden, detailliert beschrieben, aus der Perspektive des Erschossenen.

Es ist schon eine seltsame, fast parabolische Geschichte, mit der der russische Autor Gaito Gasdanow (1903–1971), in seiner Heimat längst ein Klassiker, in Deutschland bekannt werden soll. Dabei ist die Erzählerfigur des Ich-Erzählers verständlich. Denn plötzlich ist sein ganzes Leben auf einer Täuschung aufgebaut, auf einem Irrtum. Wo das Zentrum seiner Existenz war, seine Schuld, ist jetzt plötzlich eine Leere. In Paris, in der russischen Exilgemeinde, trifft er Wolf, sein „Opfer“, zufällig, und auch der hat sich verändert: Die Nähe zum Tod hat ihn zu einem zynischen Menschen gemacht, den nichts mehr berührt. Der Ich-Erzähler begegnet dort auch einer faszinierenden Frau und beginnt eine Affäre, die ihn ebenso durchschüttelt wie die Begegnung mit Wolf. Denn statt eine flüchtige Liebelei zu haben wie sonst, beginnt Jelena, sein ganzes Dasein zu durchziehen, ist in seinen Gedanken, beeinflusst sein Leben. Und wieder fallen Schüsse.

Gasdanow denkt über trügerische Erinnerungen nach, über die Momente, die ein Leben für immer verändern können, über Zufälle und über den Verlust der „normalen menschlichen Vorstellungen vom Wert des Lebens“. Leider ist nicht alles glaubhaft, was er erzählt, manches ist überkonstruiert, und die Zufälle werden ein wenig zu sehr strapaziert. Das größte Manko des schmalen Romans aber ist, dass der Ich-Erzähler an vielen Stellen zu ausführlich wird, seine Satzperioden etwas zu ermüdend ausschweifend und langatmig. In den Passagen dagegen, in denen er nur beobachtet und beschreibt, erweist sich Gasdanow als ein großer Stilist, und wie Nabokov, der ihn bewundert hat, zeigt er uns, wie wichtig alle Details sind und wie sehr sie uns immer wieder in die Irre führen können. Den Schluss muss jeder selbst ziehen. Oder die Schlüsse.

Gaito Gasdanow: Das Phantom des Alexander Wolf. Roman. Übersetzt von Rosemarie Tietze. Hanser Verlag, 192 Seiten, 17,90 Euro.

Wasserträger der Macht

Opportunismus Joachim Zelter erweist Heinrich Manns Klassiker seine Reverenz: In seinem neuen Roman „Untertan“ beerdigt er kurz und bündig die Mittelschicht. Von Ulrike Frenkel

Analogien sind schnell gefunden. Friederich, die Hauptfigur aus Joachim Zelters neuem Buch „Untertan“ reimt sich auf den Diederich aus Heinrich Manns bald hundert Jahre altem Klassiker „Der Untertan“. Die ersten Worte „Friederich Ostertag war ein verträumtes Kind...“ lesen sich wie eine Hommage an den weltberühmten Auftakt „Diederich Heßling war ein weiches Kind, das gerne träumte...“ Der Thaddäus-Troll-Preisträger, der 2010 mit „Der Ministerpräsident“ auf der Longlist des Deutschen Buchpreises stand, hat sich also einiges vorgenommen: Eine Neuinterpretation des klassischen deutschen Typus des Radfahrers, der nach oben buckelt und nach unten tritt, eine literarische Untersuchung des Untertanengeistes des 21. Jahrhunderts, in dem nicht mehr dem Militär und dem Kaiser gehuldigt wird, sondern der ökonomistischen Welthaltung des Neoliberalismus. Der Tübinger Autor und promovierte Anglist wählt allerdings nicht die dickleibige Romanform, die anno 1914 ein vogue war, er orientierte sich an der britischen „Short Novel“. 216 Seiten braucht es, bis er Aufstieg und Fall eines ehrgeizigen Mittäufers skizzieren kann. Sein armer Friederich, der nie spielen darf, sondern immer siegen soll, ist dabei von Anfang an ein Scheiternder.

Der einzige Sohn eines Konstanzer Spielwarenhändlers kann die überzogenen Erwartungen seiner Familie schon in der ersten Klasse nicht erfüllen. Die Ostertags gründen ihren Stolz und ihren Hochmut auf den Urgroßvater Heinrich, der einst das berühmte „Fang den Hut“-Spiel erfand. Ihm soll der Junge nacheifern, an ihm arbeitet er sich müde – eine Erfahrung, die sein Autor kenntnisreich zu parodieren versteht, ist er doch selbst Nachfahre des einflussreichen Musikers und Goethe-Freundes Karl Friedrich Zelter. Mit viel Not und Nachhilfe schafft Friederich es schließlich auf einem Internat bis zum Abitur, immer begleitet von den Vaters Vorträgen über den ihm heiligen Mittelstand. „Mittelstand, das sei die Mitte von allem, das sei weder oben noch unten, links noch rechts, reich noch arm (...) Mittelstand, das sei eine eigene Welt, ein gebohnertes Trep-



Joachim Zelter stellt den Untertan unter neoliberalen Vorzeichen.

Foto: Yvonne Berardi

penhaus, ein Tischgebet, ein gemeinsames Mittagessen, ein Mittagsschlaf, ein Herabschreien ins Geschäft.“ In dem halb von pädagogischer Laxheit, halb von seelischer Grausamkeit der Schülerschaft geprägten Institut findet der schwache Friederich seine Meister. Fortan dient er den Sprösslingen der Oberschicht als Bittsteller und Kommunikator, weiß ihre Anliegen zu vertreten und sich selbst dabei zu vergessen.

Für Conti, einen ebenso gerissenen wie bequemen Adelssprossling, durch dessen meisterhaft uneigentliche Beschreibung nicht von ungefähr immer wieder das Bild eines im vergangenen Jahr aus dem Amt beförderten Baron scheint, schreibt er schließlich sogar die Magister- und Doktorarbeit, macht sich zum devoten Adlatus, um sich im Ruhm des Blenders mit sonnen zu können. Wohin ihn diese berechnende Selbstverleugnung, die ja auch eine Verleugnung seiner Herkunft ist – das väterliche Spielwarengeschäft ist längst kaputtgeschrumpft – am Ende führt? Das erzählt

der wortstarke, literarisch dicht an unserer aktuellen Krisenwelt arbeitende Joachim Zelter in einer rasanten Suada über die Folgen der Anbetung von Macht und Geld.

Er schreibe phonozentrisch – in der lauten Lesung seiner Bücher liege die Wahrheit, hat er in einem Gespräch gesagt. Tatsächlich möchte man die rhythmisierte Sprache dieser hochaktuellen politischen Parabel gesprochen hören. Sätze wie die folgenden sind ein Aufschrei gegen den Ungeist der Zeit: „Und er sprach nicht mehr nur von Betragen und Mitarbeit, sondern auch von Mittelstand: Betragen und Mittelstand. Der Mittelstand als eine Form von Betragen. Und das gute Betragen als eine Eigenschaft des Mittelstandes.“

Joachim Zelter: Untertan. Roman. Verlag Klöpfer & Meyer, 216 Seiten, 19,50 Euro.

Termin Am Montag, dem 22. Oktober, liest Joachim Zelter um 20 Uhr im Stuttgarter Schriftstellerhaus aus seinem Roman.

Abenteuer einer dunklen Mainacht

Tetralogie Gonçalo M. Tavares vollendet seinen großartigen Romanzyklus. Von Annika Müller

Menschliches Leid, Krankheit, Irrsinn, Grausamkeit und Mord. Tief verstört lässt einen das neue Buch von Gonçalo M. Tavares zurück. Der Roman „Die Versehrten“ hat weder eine stringent erzählte Handlung, noch lässt er sich räumlich und zeitlich genau verorten – wenn er auch wahrscheinlich in Europa angesiedelt ist und irgendwann zwischen Mitte des 20. Jahrhunderts und Anfang des 21. Jahrhunderts spielt. Der gebürtige Angolaner Tavares, der in Lissabon Erkenntnistheorie lehrt, benutzt seine Protagonisten, um an ihnen kühl und nüchtern die verschiedenen Spielarten des Leids darzustellen. Wie ein Schachspieler führt er seine vom Schicksal gezeichneten Figuren dem Verderben näher. In einer kammerpielartigen Situation lässt er sie in einer Mainacht zusammentreffen. Die düsteren Vorzeichen bewahrheiten sich.

Nichts überlässt Tavares dem Zufall, alles jedoch ist rätselhaft. Die männlichen Protagonisten tragen Namen aus dem deutschen Sprachraum: Theodor Busbek, Hinnerk Obst, Ernst Spengler – vielleicht ein Verweis auf die deutschen Expressionisten, mit denen der 42-jährige Portugiese die Vorliebe für Kranke, Sterbende und Mörder teilt und bei denen er manches Stilelement entliehen hat. Die Frauen haben dagegen Namen von weichem Klang. Die wohl tragischste Figur hat er gar nach einer Moospflanze benannt: Mylia. Sie leidet an Schizophrenie und sucht nachts eine Kirche auf, da sie nach einer misslungenen Zwangssterilisation in der Psychiatrie ihr Ende nahen fühlt. Doch man verwehrt der Todgeweihten den Einlass. Rund zwei Stunden und 230 Romanseiten später wird Mylia mit blutigen Händen noch einmal an die Kirchenpforte klopfen und zögerlich einen der wenigen gesprochenen Sätze des Buches aufsagen: „Ich habe einen Menschen getötet. Darf ich reinkommen?“ Endlich gewährt ihr der Tavares führt Kirchendiener den erbetenen Zugtritt.

Zug um Zug bedrückende Werk ist Teil einer Tetralogie mit Namen

„Das Reich“, die Tavares im Jahr 2003 mit „Klaus Klump: Ein Mann“ eröffnete und 2004 mit „Joseph Walsers Maschine“ sowie „Lernen zu beten im technischen Zeitalter“ (2007) fortsetzte. Er nennt sie treffend „Die schwarzen Bücher“. Auch wenn dem Leser nichts, aber auch gar nichts an Erbauung und Erholung geboten wird, kann man sich kaum der Sogwirkung entziehen, die Tavares mit seinem minimalistischen und präzisen Stil hervorruft.

„Man hätte Lust, ihn zu schlagen“, eröffnete vor einigen Jahren José Saramago die Laudatio auf seinen jungen Kollegen zur Verleihung des Prémio José Saramago und erläuterte: „Er hat kein Recht, im Alter von 35 Jahren so gut zu schreiben.“ Der 2010 verstorbene Saramago prophezeite gar, dass Tavares mal den Nobelpreis bekommen werde. Der französische „Figaro“ prägte die Bezeichnung „portugiesischer Kafka“ – Tavares wird ihr in vielerlei Hinsicht gerecht. Wie der Großmeister aus Prag bietet Tavares keine Lösungen an und lässt den Leser mit der Interpretation allein: Wo die Lektüre endet, beginnt die Denkarbeit für den Leser. Selten wirkt ein Buch so lange nach.

Gonçalo M. Tavares: Die Versehrten. Roman. Aus dem Portugiesischen von Marianne Gareis. Deutsche Verlags-Anstalt, München. 240 Seiten, 19,99 Euro.

Laokoon oder das Leiden an der Erinnerung

DDR In ihrem autobiografisch grundierten Roman „Sepia“ sucht Helga Schütz prägende Orte ihrer Vergangenheit auf. Von Cornelia Krauß

Als Helga Schütz 2003 als Stipendiatin der Hermann-Hesse-Stiftung in der Dichterklause im Calwer Ledereck drei Monate lang wohnte, ereignete sich keine Landnahme in Hesses Geburtsstadt, kein Dialog zum Thema Heimat, kein Stadtspaziergang auf Dichters Spuren. Ihre Arbeit galt alleine dem Text „Erdbeerernte und Arbeiteraufstand“, Teil ihres 2005 erschienenen Buchs „Kniestief im Paradies“.

An die prägenden Erinnerungsorte ihres Buchs, Dresden und Potsdam-Babelsberg, ist die Autorin nun zurückgekehrt. Heute, mehr als zwanzig Jahre nach dem Mauerfall, lesen sich die Erinnerungen der

ehemaligen Landschaftsgärtnerin und diplomierten Dramaturgin von der renommierten Film- und Fernsehhochschule in Babelsberg wie eine Rekonstruktion der damals, in den sechziger Jahren, herrschenden Verhältnisse: „Zuerst residierten dort die Stars und die alten Hasen von der Ufa, dann die neuen von der Defa.“

Die Dramaturgie-Studentin Eli ist als Quotenfrau von der Arbeiter- und Bauernfakultät eingeschrieben. Untergebracht im Studentinnenwohnheim der ehemaligen Tauber-Villa, mit Vorlesungen in der ehemaligen Stalin-Villa, im Sperrgebiet der Grenze, die durch den Griebnitzsee gezo-

gen wird, „wo eine Landschaft darauf wartet, dass wieder einmal ein Mensch verschwindet“, verfolgt sie die Schicksale derer, die nach und nach weggehen oder, wie der Dekan, aus dem Leben scheiden.

Zum Schwerpunkt des Buchs wird das Thema von Elis Diplomarbeit. Sie beschränkt sich nicht auf eine filmästhetische Fragestellung, sondern geht geradezu obsessiv der antiken Laokoon-Gruppe, ihrer Rekonstruktionsgeschichte und dem Schicksal ihres richtungweisenden Künstlers, des von den Nazis ermordeten Archäologen Ludwig Pollak, nach. Nicht zuletzt dieser wirkungsästhetische Diskurs macht Schütz‘ Buch in Zeiten nichtssagender Bilderflutens lebenswert.

Helga Schütz: Sepia. Roman. Aufbau Verlag Berlin, 2012. 391 Seiten, 22,99 Euro.

Gutes Handwerk besticht

Markus Reiter



Bestsellertest Unser Kolumnist bekennt, einen ganz bestimmten Autor gerne zu lesen: Ken Follett.

nur von Tolkiens „Herr der Ringe“ und der Bibel – in dieser Reihenfolge.

„Winter der Welt“ handelt nicht vom Mittelalter, sondern ist der zweite Teil einer Trilogie über das 20. Jahrhundert. Die Zeitspanne umfasst die Jahre 1933 bis 1949, also vom Aufstieg der Nazis über den Spanischen Bürgerkrieg und den Zweiten Weltkrieg bis zur Luftblockade Westberlins. Auf der Buchmesse hat Follett kürzlich erzählt, er ha-

be für seinen Roman eine Excel-Tabelle angelegt, um nicht den Überblick über die zahlreichen irgendwie miteinander bekannten und verwandten Figuren aus vier Ländern und ihre charakterlichen Eigenschaften zu verlieren. Da fügt es sich gut, dass die meisten Protagonisten ihren übeln oder edlen Charakter

im Laufe der rund eineinhalb erzählten Jahrzehnte nicht verändern – mit einer Ausnahme allerdings. Für den anspruchsvollen Literaturkritiker ist das ein K.o.-Kriterium. Zumal Follett über seinen Stil sagt: „Ich will nicht, dass jemand einen meiner Sätze zweimal lesen muss.“

Ich gestehe an dieser Stelle etwas, was mich vermutlich für die ernsthafte Literaturkritik fürderhin disqualifizie-

ren wird: Ich lese solche Bücher gern. Nicht immer. Aber immer wieder gern. Vorausgesetzt, ihre Autoren beherrschen ihr Handwerk. Für Ken Follett bedeutet Schreiben harte Arbeit, denn sämtliche Detail müssen recherchiert werden. Er hat inzwischen einen Assistentenstab dafür. Er verwebt Geschichte und Fiktion, schreibt eine Story, „wie es gewesen sein könnte“. Dieses Geschichtsbuchhafe geht einem in „Winter der Welt“ stellenweise auf die Nerven.

Immer ist irgendeiner der Protagonisten gerade dabei, wenn Weltgeschichte geschieht. Mal verblutet die Verlobte einer amerikanischen Hauptfigur beim japanischen Angriff auf Pearl Harbor, mal erfährt Stalin ausgerechnet auf der Hochzeitsfeier eines der russischen Protagonisten vom Atombombenabwurf auf Hiroshima. Auschwitz allerdings bleibt ein weißer Fleck. Den Holocaust deutet Follett nur an. Hingegen lernt der deutsche Leser, wie stark englische Nazihänger in den dreißiger Jahren die Oberschicht Großbritanniens infiltriert hatten. Am Ende jedes Kapitels erwartet den Leser eine unerwartete Wende, die neue Fragen aufwirft. Diese Cliffhanger-Methode haben schon Alexandre Dumas und Walter Scott angewendet. Sie lässt bei der Lektüre mühselos durch 1000 Seiten gleiten, unterhält und belehrt zugleich. 2014 ist der Erscheinungszeitpunkt des dritten Teils, der vom Fall der Mauer erzählen wird. Auch der wird auf der Bestsellerliste landen.

Ken Follett: Winter der Welt. Bastei-Lübbe Verlag, 1022 Seiten, 29,99 Euro. Platz zwei der „Spiegel“-Bestsellerliste.

Meine Buchtipp

Bianca Jahn-Hommen

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Bianca Jahn-Hommen von der Buchhandlung Bürger-Lack in Fellbach.

Erfolgstitel der Woche
Nele Neuhaus: Böser Wolf
Rolf Dobelli: Die Kunst des klugen Handelns

Neuerscheinung der Saison
John Irving: In einer Person

Mein Lieblingsbuch
Richard Ford: Kanada

In diesem Gegenentwurf zum „amerikanischen Traum“ wird ein überforderter Vater kriminell und stürzt sich und seine Familie ins Unglück.